

> 1892 wütet in Hamburg eine Cholera-Epidemie. Verzweifelt kämpfen Ärzte und Pflegende gegen die Seuche. Vergebens: Das Gesundheitssystem kollabiert.

Als der Tod nach Hamburg kam

CHRISTIAN HEINEMEYER

1892 brach eine längst besiegt geglaubte Seuche in Hamburg aus: Eine schwere Cholera-Epidemie verheerte die Elbmetropole. Pflegende und Ärzte sahen sich mit einer Katastrophe konfrontiert, auf die sie nicht vorbereitet waren. Für ein paar Wochen versank die Hansestadt in Panik, Angst und Schrecken. Mittelalterliche Szenen spielten sich ab. Dabei wäre der Ausbruch vermeidbar gewesen: Die Stadtväter hatten es über Jahrzehnte versäumt, in die Infrastruktur Hamburgs zu investieren. Die ersten Anzeichen der Seuche leugneten sie – eine letzte Chance war vertan: Das Inferno brach los ...

Hamburg. August 1892. Es ist heiß in der norddeutschen Hansestadt. Ungewöhnlich heiß. Der Sommer hat seine ganze Kraft in der Elbmetropole entfaltet. Die Sonne brennt. In den Straßen und Gassen steht die Luft. Sie flimmert über dem Kopfsteinpflaster. Ein Zeitzeuge erinnert sich: Es sei eine geradezu „afrikanische Hitze“ gewesen (Flemming 1986, S. 33), die sich in jenem Sommer über der Stadt der Kaufleute und Händler gelegt hat. Die Bevölkerung sucht Kühlung an den Elbufern, der Alster, den weitläufigen Grünanlagen, manche – die es sich leisten können – reisen an die Ostsee, etwa nach Travemünde, dem Lieblingsreiseziel des vermögenden Bürgertums. Niemand ahnt, was Hamburg in diesem Sommer 1892 bevorsteht. Noch wenige Tage und ein Inferno wird über die Großstadt hereinbrechen. Für ein paar Wochen wird Hamburg noch einmal ins Mittelalter zurückversetzt werden. Zwar hat die Neuzeit längst begonnen, aber die dunkle Vergangenheit wird in jenem Sommer 1892 zurückkommen – so wie manchmal Ende April der Winter für ein paar Tage den längst begonnenen Frühling mit aller Macht zurückdrängt. Auf dem Höhepunkt dieser Katastrophe wird es Tausende von Toten, Angst, Hilflosigkeit, Verzweiflung, ja die blanke Panik geben. Und einer der bedeutendsten Forscher dieser Zeit, der Mediziner und Bakteriologe Robert Koch, wird angesichts dessen, was sich ihm in Hamburg bietet, ausrufen: „Meine Herren! Ich vergesse, dass ich in Europa bin.“ (Flemming 1986, S. 41).

Die Katastrophe fällt in eine Zeit, die von großer Zuversicht und einem kaum zu erschütternden Zukunftsoptimismus bestimmt ist: Es ist die Zeit, der Industriellen Revolution, die Zeit, in der alles möglich zu sein scheint, in der die Technikgläubigkeit auf ihren Höhepunkt zustrebt, in der die Titanic noch nicht gesunken ist, um mahnend die Grenzen des Machbaren aufzuzeigen und all jene Lügen zu strafen, die glauben, die Welt sei beherrschbar. Es ist die Zeit, als in Deutschland der Kaiser regiert, der sein Land zur Großmacht ausbaut, Kolonien erobert, eine Marine aufbaut, die es mit den Weltmächten aufnehmen kann. Es ist die Zeit, in der in Deutschland die Wissenschaften aufblühen und auf ihre großen Sternstunden zustreben.

Eine Epidemie, eine Seuche, die noch dazu katastrophale hygienische Bedingungen offenbart und gleichsam wortlos wie schonungslos erbärmliche Rückstände vorführt und die Schattenseite des galoppierenden Fortschritts anprangert, passt nicht in das Bewusstsein dieser aufstrebenden Gesellschaft. Mit der Katastrophe rechnet niemand – will niemand rechnen. Schlimmer noch: Es kann nicht sein, was nicht sein darf. So denken insbesondere die Stadtoberen. Von dieser Arroganz der Offiziellen sollte das Cholera-Bakterium profitieren. Als erste Anzeichen auf eine Seuche offenkundig sind, schauen die Behörden weg, wollen nicht wahrhaben, was sich vor ihren Augen in der Stadt abspielt. Im Windschatten dieses

Leugnens kann die Seuche ungehindert ihre volle Kraft entfalten und die Hansestadt verheeren.

Aber noch ist alles ruhig. In den Krankenhäusern gehen die Krankenschwestern und -pfleger wie gewohnt ihrer Arbeit nach. Über 3820 Krankenhausbetten verfügt die Hansestadt damals. Für Katastrophen aber ist Hamburg nicht gerüstet. Es gibt keinen ernst zu nehmenden Notfallplan für eine große Epidemie.

Die Hitze hat die Stadt fest im Griff. Auf den Straßen sind Sprengwagen unterwegs: Sie bespritzen das Pflaster mit Wasser, um den Staub zu binden. Der ist allgegenwärtig und besteht aus getrocknetem Unrat. Zwar gibt es seit einigen Jahrzehnten eine Kanalisation, aber nicht alle Häuser sind daran angeschlossen. Die Abfälle landen auf den Straßen; Pferdemit, bisweilen Tierkadaver gehören zum Straßenbild. Hinzu kommt der Kot von Vieh, das regelmäßig durch die Straßen getrieben wird – um zum Schlachthof oder auf den Markt zu gelangen. Zwar gibt es Abfuhrwagen, aber die Infrastruktur ist spärlich: Nicht alle Straßen werden geräumt. Die Exkremente der Bewohner landen nicht selten in den Fleeten der Stadt, die Hamburg durchziehen und mit der Elbe verbunden sind – ideal für den Choleraerreger. Aus den Fleeten stinkt es bestialisch, besonders bei heißem Wetter, wenn die Flotte nur wenig Wasser führen. Neben den Straßen stinken die Flotte wie Kloaken, auf den Straßen selbst liegt zentimeterdick der kotdurchsetzte Staub und Schmutz und weht den Bürgern bei jedem leichten Lüftchen um die Nase. Die Sprengwagen sind da eher ein Ausdruck von Hilflosigkeit als echte Abhilfe.

Mitten in dieser Hitze liegt stolz das Hamburger Rathaus. Es ist erst vor wenigen Jahren, 1887, fertiggestellt worden. Es ist Ausdruck eines selbstbewussten Hamburger Bürgertums: Mit imposanter Renaissance-Fassade, großen Räumen für die Verwaltung und

noch größeren Sälen für Parlament und repräsentative Anlässe steht es inmitten der Stadt. Für diesen Prachtbau, der noch heute Besucher aus aller Welt beeindruckt und in keinem Reiseführer unerwähnt bleibt, bewilligten die Ratsherren die damals gigantische Summe von 6,75 Millionen Reichsmark. Im Vergleich zu anderen Projekten passierte der Rathausbau die bürokratischen Gremien der Stadt schnell. Weniger Prestige versprechende Vorhaben blieben in den Mühlen der Verwaltung stecken. Schon früh hatten besorgte Ingenieure und Stadtplaner Alarm geschlagen und davon gesprochen, dass Hamburg eine modernere, vor allem hygienischere, Wasserversorgung benötige. Die Modernisierung der Wasserversorgung hätte nur unwesentlich mehr Geld als das Pracht-Rathaus gekostet (Evans 1991). Die Hamburger bezogen ihr Wasser direkt aus der Elbe, die direkt oder über die Fleete mit Kot und weiterem Unrat versetzt war. Eine Filtration erfolgte nicht, obwohl dies technisch längst möglich war: Das preußische Berlin verfügte bereits seit 1859 über eine einfache aber effektive Sandfiltrationsanlage. Auch die Stadtväter Altonas, das damals noch nicht zu Hamburg gehörte, setzten seit langem auf eine solche Filteranlage. Sie sollte sich während der Seuche als Segen erweisen: Während die Cholera-Epidemie Hamburg voll erfasste, infizierten sich nur wenige Bürger im nahegelegenen Altona.

Dass in Hamburg etwas mit der Wasserqualität nicht stimmte, piffen die Spatzen gewissermaßen seit Jahren von den Dächern. Man musste kein Experte sein, um zu erkennen, dass das, was da aus den Hähnen floss nicht allzu sauber sein konnte: Ein Zoologe zählte 60 verschiedene Arten von Kleintieren, die sich in den Leitungen tummelten. Mitunter landete ein Aal im Wachbecken, wenn Hamburgs Bürger den Hahn aufdrehten und Wasserleitungen wurden schon mal von toten Mäusen verstopft. Ein Spottgedicht – veröffentlicht in einer Hamburger Zeitung – spiegelt das damalige Unverständnis der Hamburger über ihre Wasserversorgung wider:

*Vom Tier in Hamburgs Wasserrohr,
Da kommen 16 Arten vor:
Ein Neunaug', Stichling und ein Aal,
Drei Würmer leben in dem Strahl,
Drei Muscheln und drei träge Schnecken,
Sich mit den munteren Asseln necken.
Ein Schwamm, ein Moostier, ein Polyp,
Die dringen lustig durch das Sieb.
An toten Tieren kommen raus
Der Hund, die Katze und die Maus;
Noch nicht gefunden sind, Malheur,
Der Architekt und Ingenieur!*



Bereits 1871 hatte Hamburgs Medizinalkolleg in einem Gutachten die unhaltbaren hygienischen Zustände der Wasserversorgung beschrieben und die Stadtobere aufgefördert, eine Sandfiltrationsanlage zu bauen. Auch durch interne Querelen in den Behörden verzögerte sich das Projekt. Erst 1890 – zwei Jahre vor der Katastrophe – war der politische Weg gebahnt: Der Bau einer solchen Anlage wurde beschlossen. Vielleicht hätten die Stadtväter durch ein schnelles, beherztes Vortreiben dieses Projektes die Katastrophe von ihrer Stadt noch abwenden können. Aber es ging nicht schnell voran: Im Seuchenjahr 1892 arbeiteten lediglich 14 Arbeiter an der Baustelle (Evans 1991). Auf dem Weg zur Arbeit mag mancher von ihnen an dem seit kurzem fertiggestellten Hamburger Rathaus vorbeigekommen sein. Inmitten der August-Hitze stand es stolz da, seine Renaissance-Fassade glänzte in der Sonne und wurde zu einem unfreiwilligen Mahnmal für das Drama, das sich nun zu seinen Füßen abspielen sollte.

Im August mehren sich die ersten Anzeichen, dass in der Hansestadt etwas nicht stimmt. Es häufen sich Krankheitsfälle. Die Patienten klagen über Erbrechen, Durchfall. Es sind anfangs nur einige wenige Fälle. Pflegende und Ärzte registrieren einen erhöhten Zulauf dieser Patienten in den Krankenhäusern. Die Seuche hat längst in Hamburg Einzug gehalten. Noch schickt sie nur ihre Vorboten. Es gibt warnende Stimmen. Aber von Tag zu Tag steigt die Zahl der Kranken, es gibt erste Tote. Vielleicht kann der ganz große Ausbruch noch verhindert werden. Aber die Behörden entscheiden sich fürs Taktieren. Eine Mischung aus Ungläubigkeit, Borniertheit und Angst vor den wirtschaftlichen Folgen der Seuche, lässt die Verwaltung zögern. Noch mehr als das Rathaus hat der Ausbau des Hamburger Hafens gekostet: Über 100 Millionen Reichsmark hat die Hansestadt dafür ausgegeben. Die Metropole an der Elbe ist seit Jahrhunderten eine Stadt der Kaufleute und Händler. Die wirtschaftlichen Interessen stehen im Denken der Stadtobere an erster

Stelle, sie sind ihnen gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen. Automatisch messen sie ihre Entscheidungen daran, gleichen ab, ob und welche Auswirkungen ein Beschluss auf die Wirtschaft hat. Die meisten Stadtoberen, Ratsherren und Senatoren kommen selbst aus diesem Milieu: Sie stammen in der Regel aus traditionsreichen Kaufmannsfamilien, die die Geschicke der Stadt seit Jahrhunderten lenken. Oftmals haben sie dabei ein gutes Gespür – etwa im 17. Jahrhundert, als während des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland ganze Landstriche über Jahrzehnte mehrfach verwüstet werden, aber sich die Hamburger Ratsherren bewusst für eine konsequente Neutralität entscheiden. Die Kaufleute und Händler sollten mit allen Kriegsparteien munter florierende Geschäfte schließen können. Dieses Abgleichen von politischen Entscheidungen mit wirtschaftlichen Interessen dürfte sich auch vollzogen haben, als die Cholera in die Stadt kroch und bereits ihre ersten Opfer gefordert hatte. In den Köpfen der Ratsherren rattert es nun: Eine offizielle Warnung, das Einleiten offizieller Maßnahmen könnte die Seuche vielleicht noch aufhalten. Aber die Wirtschaft! Wer würde sich noch in die Stadt trauen? Kundenkontakte würden nicht zustande kommen, vereinbarte Geschäfte platzen, neue verhindert werden. Schiffe würden womöglich andere Häfen ansteuern. Was tun? Hatten die Stadtväter im Dreißigjährigen Krieg noch das richtige Gespür, das ihnen den Neid halb Deutschlands eintrug, versagen ihre Instinkte in diesem Sommer 1892. Sie entschieden sich fürs Lavieren. Ein tödlicher Fehler – auch für die Wirtschaft.

Gerüchte haben längst die Hansestadt erfasst. Die werden mit jedem Tag abstruser, an dem sich die Verwaltung nicht zu einem offiziellen Eingeständnis durchringen kann, dass eine Cholera-Epidemie Hamburg heimsucht. Bald macht das Gerücht von mehreren Seuchen die Runde – bar jeder Grundlage. Die Lage war kaum noch zu beschönigen: In den Krankenhäusern kommen immer mehr Hilfesuchende an – nicht selten schon in einem hoffnungslosen Zustand. Das Anschwellen des Patientenstroms ließ nichts Gutes ahnen: Die ambulante Krankenpflege war Ende des 19. Jahrhunderts noch viel weiter verbreitet. Ärzte und Krankenschwestern suchten ihre Patienten meist zu Hause auf. Krankenhäusern wohnte damals der Beigeschmack der Armenfürsorge inne: Hier suchten diejenigen Hilfe,

die kein Geld für eine ambulante Behandlung hatten. Den Einrichtungen hing ein entsprechend schlechter Ruf an. Hier ging man nur hin, wenn es gar nicht mehr anders ging. Als sich immer mehr Patienten vor den Toren der Krankenhäuser drängten, war klar, dass das Ausmaß viel größere Dimensionen hatte: Die meisten Cholera-Patienten dämmerten daheim ihrem Schicksal entgegen.

Die Elbmetropole versinkt in Chaos und Panik

Erst am 31. August – auf dem Höhepunkt der Seuche – ringen sich die Stadtväter durch, eine Kommission einzuberufen, die sie mit weitreichenden Vollmachten ausstatten, um die Seuche zu bekämpfen. Die Hilfe kommt viel zu spät: In der Stadt spielen sich grausige Szenen ab. Hamburg hat nur wenige Krankenkutschen, mit denen die Patienten in die Spitäler gebracht werden. Eiligst organisieren die Verantwortlichen Behelfskutschen. Obwohl die Fahrt in die Krankenhäuser nicht lange dauert, stoßen die Fahrer Löcher in die Böden der Kutschen, damit der Durchfall und das Erbrochene abfließen können. Die Cholera-durchseuchten Exkrememente fallen direkt auf die Straße und vermischen sich dort mit dem anderen Unrat. Die Zustände, die die Helfer in den Wohnungen der Patienten vorfinden, sind entsetzlich: Kotverschmierte Betten, wässriger Durchfall, der die Matratzen längst mehrfach durchtränkt hat, vermischt mit einem Brei aus Erbrochenem; und das alles ist zum Teil Tage alt. Inmitten dieses Chaos treffen die Helfer auf heillos überforderte Angehörige, die selbst bangen, sich mit dem Cholera-Erreger zu infizieren. Trotz dieser Zustände fürchten sich die Patienten davor, in die Krankenhäuser abtransportiert zu werden: Dort herrschen ähnliche Zustände. Die Pflegekräfte sind längst an die Grenzen ihrer Leistungen gelangt. Viele ehrenamtliche Hilfskräfte müssen aushelfen. Aber auch das reicht nicht: Dadurch, dass die Seuche solange von offizieller Seite geleugnet wurde, ist auch die Hilfsmaschinerie für die gebeutelte Hansestadt spät angelaufen – zu spät: Auf dem Höhepunkt der Epidemie fehlt es an fast allem – vor allem an Personal und an Räumlichkeiten, in denen Ärzte und Pflegenden die Kranken versorgen können. Eiligst geben die Stadtoberen den Bau von sogenannten Cholerabarracken in Auftrag. Pflegekräfte siedeln mit

ihren Patienten in leerstehende Schulen um. Das Militär wird eingeschaltet: Es beginnt mit dem Bau von Feldlazaretten. In den Krankenhäusern und provisorischen Behelfseinrichtungen bietet sich ein Bild des Grauens: Die Krankenschwestern und -pfleger kommen gegen den nicht endend wollenden Strom der Patienten nicht mehr an. Kranke bleiben unverorgt. Manchmal ist nicht mal mehr Zeit, um die Leichen wegzuschaffen. Ein Pfleger beschreibt das sich ihm bietende Elend mit eindrücklichen Worten: „In den großen, luftigen Sälen lagen Bett an Bett gereiht die armen Kranken, die sich in starken Muskelkrämpfen windend, dort den Wärter um ein Steckbecken oder um ein Getränk“ baten. Andere Patienten hatten „heftige Erbrechen und beschmutzten Bett und Fußboden in ekel-erregender Weise, andere lagen schwer röchelnd in den letzten Zügen und viele verschieden während meiner Anwesenheit“. (Evans 1991, S. 420). Am 27. und 30. August erreicht die Epidemie ihre Höhepunkte. An diesen Tagen registrieren die Behörden jeweils mehr als 1000 Neuinfizierte. Am 2. September folgt ein weiterer grausiger Höhepunkt: Allein an diesem Tag sterben 561 Cholera-Patienten – so viele wie an keinem anderen Tag der Epidemie. Die Leichen stellen die Stadt bald vor immense logistische Probleme: So viele Gräber gibt es nicht. Die Friedhofsverwaltungen sind völlig überfordert. Kutscher bringen die Toten auf Plätze, um sie dort zwischenzulagern, denn die Leichenhallen sind längst überfüllt. Am Ende weiß man sich nicht anders zu helfen und hebt Massengräber aus.

In den Wohnungen spielen sich entsetzliche Szenen ab: Ganze Familien werden ausgelöscht. Kinder müssen das Siechtum ihrer Eltern miterleben und verwaisen. Auf den Straßen brechen Menschen zusammen. Kutscher, die noch lebende Patienten einladen, liefern Tote an den Pforten der Krankenhäuser ab.

In der Stadt herrscht vielerorts die nackte Angst. Menschen trauen sich nicht mehr auf die Straßen, bleiben in ihren Wohnungen. Wohlhabende Bürger verbieten ihren Angestellten, ihre kranken Angehörigen zu versorgen oder auch nur zu besuchen – in der Angst, dass das Personal sich infiziert und die eigene Familie Opfer der Seuche werden könnte. Wer sich widersetzt, muss mit Kündigungen rechnen. Die vielen Krankenfahrer, Helfer und Totengräber stehen unter Generalverdacht. Sie gelten als Überträger



Foto: lucky Dragon/Photaria

Prächtig und teuer: 6,75 Millionen Reichsmark brachten Hamburgs Stadtväter für das Rathaus auf – ungefähr soviel wie eine moderne Filteranlage für die Wasserversorgung gekostet hätte.

der Seuche auch dann, wenn sie gar nicht infiziert sind. Selbst Monate nach der Epidemie haben es einige schwer, Arbeit zu finden: Sie gelten als Aussätzige. Das gesellschaftliche Leben kommt nahezu zum Erliegen. Die Wirtschaft leidet schwer. Termine werden abgesagt, Händler und Kaufleute meiden die Stadt.

Derweil machen Profiteure von sich reden: Sie bieten – oftmals für teures Geld – Wundermittel an, die Ansteckungen mit der Cholera verhindern sollen. Diese Quacksalber können auch deshalb so erfolgreich ihre Mittelchen anpreisen, weil die Schulmedizin der Seuche ratlos gegenübersteht. Während einige Wissenschaftler auf der richtigen Fährte sind und die Trinkwasserversorgung im Visier haben, gibt es andere, die davon ausgehen, dass unsaubere Dämpfe die Cholera übertragen. Auch die Therapie mutet – selbst im wohlwollenden Rückblick – geradezu desaströs an. Seit Jahrzehnten hat die Behandlung der Cholera-Kranken keine nennenswerten Fortschritte gemacht. Mit selbstgefälliger Borniertheit reagieren die Ärzte auf die Symptome ihrer Patienten: Der starke Durchfall und das viele Erbrechen mussten selbst dem letzten Behandler klarmachen, dass die Patienten unter Flüssigkeitsverlust lit-

ten – zumal die Mediziner nicht selten durch die Ausscheidungen ihrer Patienten waten mussten, um überhaupt das Krankenbett zu erreichen. Viele Ärzte aber schaffen es nicht, die Symptome richtig zu deuten und das Austrocknen der Patienten auch als ursächlich für ihren Tod zu begreifen. Anstatt konsequent die Symptome zu bekämpfen, doktern sie an den Ursachen herum, die damals noch niemand verstanden hatte. Die sogenannte „Therapie“ bedeutet für die Patienten zusätzliche Strapazen – vielfach sind die Maßnahmen sogar kontraindiziert: Die Kranken erhalten Abführmittel. Damit soll der Erreger aus dem Körper herausgespült werden. Auch die Gabe von Giften – etwa Gersalzlösungen – gehört zur Therapie. Alternativ setzen die Ärzte auch auf Schwitzen, um den Kreislauf anzuregen. Viele Kranke spüren, dass ihnen in den Kliniken kaum geholfen wird. Einige Ärzte verbieten den durstigen Patienten sogar zu trinken – um das Erbrechen zu verhindern: „In dieser Beschränkung sahen die Kranken oftmals bösen Willen und schwer war es ihnen begreiflich zu machen, dass die Vorenthaltungen der Getränke nur in ihrem eigenen Interesse begründet läge“, berichtet ein Pfleger (Evans 1991, S. 430).

Im September klingt die Epidemie ab, kurz flackert sie im November noch einmal auf. Dann ist es vorbei. In Hamburg kehrt wieder die Neuzeit ein, die Schrecken des Mittelalters weichen aus der Stadt. Im Laufe der Epidemie erkrankten rund 17.000 Menschen; davon sterben rund 8600 (Flemming 1986).

Während langsam das Leben in die Stadt zurückkommt, die Infrastruktur wieder zu funktionieren beginnt und die Wirtschaft wieder anläuft, kommen die Stadtoberen zusammen. Sie diskutieren über die Ursachen der Seuche und die notwendigen Konsequenzen. Für ihre Beratungen stehen ihnen schmucke Räumlichkeiten zur Verfügung: ein wunderschönes, 6,75 Millionen Reichsmark teures Rathaus – mit Renaissance-Fassade.<<

Literatur



Evans J.R. (1991) *Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830 – 1910*. Rowohlt, Reinbeck.

Flemming J. (1986) *Krankheit – Gesellschaft – Politik. Hamburg und die Choleraepidemie von 1892*. Journal für Geschichte (1), S. 31–43.